

Die Güterin des Grals.

Von Dr. Gustav Renker.

Bayreuth rüstet zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Festspiele, und im Blätterwalde wurde gebührend davon Kenntnis genommen. Solcherart nämlich, daß zumeist diejenigen, welche vom grünen Tische aus alles besser zu wissen pflegen, gute Ratsschläge gaben, wie man dem Festspielhaus neues Blut zuführen, wie man aus Bayreuth eine erweiterte Stätte der dramatischen Kultur schaffen könnte. Als wenn der Gedanke Richard Wagners dort nicht noch ebenso lebendig wäre wie vor fünfzig Jahren, als wenn das Leben nicht noch ebenso heiß und flammend sich dort in musikalische Taten umsetze wie am ersten Tage des Hauses am grünen Hügel, als wenn Bayreuth nicht heute ebenso die einzigartige Stätte deutscher (deutsch im Sinne der Rassen-Gemeinschaft und Sprache) Bühnenkunst wäre.

Bei vielen dieser ermunternden und überaus wohlwollenden Artikeln, welche im Grunde zerkendenden Geist der Gegenwart in die majestätische Ruhe des Mystereums von Bayreuth tragen wollten, wurde eines vermist: eine Fuldigung an die Frau, die endlich heiß ersehnte Sonne des Glückes in das Leben Richard Wagners getragen hatte, an die Frau, die ihm Heim, Familie und Seelenfrieden geschenkt, die mit eiserner Tatkraft das große Werk fortgeführt hatte, als der Meister im Palazzo Vendramin zu Venedig die kampfesüden Augen geschlossen hatte. An die Güterin des Grals zu Bayreuth, an Cosima Wagner. Ihr auf gigantischen Hochgraten hinschreitendes Dasein ist eines der größten Frauenleben, welches die Geschichte, nicht allein die der musikalischen Kunst, zu verzeichnen hat.

Am Vierwaldstättersee liegt unmittelbar in der Nähe Luzern ein stilles, von Pappeln überhöhtes Haus; eine Wiege niederführend von seinen Stufen, Felsgestade, an das die Wellen des Sees branden. Und darüber in all ihrer Herrlichkeit die Schweizer Berge mit alabasterhellen Firnen und düsteren Felsgraten. Triebförmig heisst dieser abseitige Winkel, hier trat Cosima Elzbi, die Gattin Hans von Bülow's, mit vollem Bewußtsein ihrer großen Bestimmung aus dem Rahmen des engen Gefehes und Herkommens und gab Richard Wagner jenes Glück, das dem ärmsten und unscheinbarsten Alltagsmenschen geschenkt wird, das der GröÙte aber bisher vergeblich gesucht hatte — das Glück der Familie. Es schien, als ob Cosimas Dasein von nun an im Sonnenglanz des Genius, der sie zu sich erhoben hatte, hinwandelte würde, als ob jede Sorge oder Not kleinerer Art wie lästiger, hindernder Nebel nun vor ihren FüÙen in dümmere Tiefen niederzinken würden.

Und doch kam es anders: die Frau, die sich ihren Lebensbegleiter unter Kämpfen aller Art, umzähelt von aller Bosheit der lieben Nächsten gewonnen hatte, trat in eine streitdurchtoste Arena, mußte Höhen und Tiefen durchkosten, mußte alle Kräfte zusammenkräften, um Schritt zu halten mit dem Riesen, der ihr zur Seite ging. Sie erlebte den geschichtlichen Augenblick, da Wagner die Hammerschläge am Grundstein des Festspielhauses führte, sie erlebte den gewaltigen künstlerischen Sieg des ersten „Ring“-Zyklus, erlebte aber auch die finanziellen Sorgen nach den ersten Festspielen.

Und sie erlebte den 13. Februar 1883 am Canale grande in Venedig.

Richard Wagner war tot, sein Sohn Siegfried ein vierzehnjähriger Knabe, der Weiterbestand der Festspiele schien auf das äußerste gefährdet, die offiziellen Kreise Deutschlands kümmerten sich darum nicht, Bismarck, der Gründer des neuen Reiches, hatte wenig Ahnung von der GröÙe Wagners.

„Not tut ein Held, der ledig göttlichen Schutzes“

Dieser Held war eine Frau, war Cosima, die Gattin Richard Wagners. Heute, da sich die Kunst des Meisters den breitesten Boden der Doffentlichkeit erobert hat, kann man es kaum mehr ermessen, welch ungeheure Arbeit es damals bedeutete, die Festspiele fortzuführen, Bayreuth zu erhalten. Cosima Wagner vollendete, was ihr Gatte begonnen hatte. Sie führte Bayreuth zum endgültigen Siege, sie erzog Siegfried im steten Erinnern an seine große Aufgabe und konnte ihm endlich die wahre, geweihte Stätte des deutschen Gesamtkunstwerkes übergeben. Die Festspiele von Bayreuth wurden ein unzertrennbarer Edelstein der gesamten musikalischen Menschheit. Nun schienen die Gespenster der Not und Sorge dauernd gebannt.

Aber Cosima Wagner blieb nicht einmal das letzte, das bitterste erspart — die klägliche Not des kleinen Alltags trat an sie heran, als Siegfried Wagner längst Herr im Festspielhaus war. Es kam der Krieg und nach ihm die große deutsche Not. Wagners Werke waren 1913 frei geworden, sogar auf das Mysterium des „Parsifal“ stürzten sich die sensationshungrigen Bühnen, entgegen dem Gebote des Meisters. Cosima Wagner

beram keinen Groschen von den Bühnen, welche ihres Gatten Werke nach allen Regeln moderner Bühnengeschäftskunst auswerteten. Damals herrschten sorgenvolle Tage im Wahnsinn und, wenn der Herbststurm um die Giebel des Festspielhauses fauste, glaubte man ein Totenlied zu hören. Das alles mußte die alte Frau noch erleben, so sehr sich die Liebe des Sohnes auch mühte, die allergrößte Not von ihr fernzuhalten.

Aber das Schicksal hatte Mitleid mit der müden Kämpferin, vergönnte ihr noch den letzten Sonnenschein, der durch dunkle Wolkenbänke des Abends brach: trotz der Not der Zeit, trotz der, zumeist auf recht unheilvollen (weil deutschfeindlichen) Motiven fußenden Wagnerfeindlichkeit unserer herrlichen Epoche erstanden die Festspiele neu.

Und nun rüstet man in Bayreuth für das jetzige Jahr an der Neuausstattung des „Tristan“, rüstet zur großen Gedankfeier.

Die zahlreichen Pilger, die in den Festspieltagen Wagners Grab besuchen, neugierigen oder demütigen Blickes durch den Garten von Wahnsinn gehen, sehen die schon fast legendäre alte Frau, welche Gattin Richard Wagners war, nicht. Sie hält sich der Doffentlichkeit fern, lebt den Erinnerungen an die große Zeit von ehemals und läßt nur das schönste ihrer greisen Gegenwärt zu sich — ihre Enkelkinder, die junge, zukunftsreiche Generation der Dynastie Wagner. Um sie rauschen die alten Bäume Wahnsinns, und ihr mildes Lied klingt in den Abend eines Weibes, dessen Leben groß war wie nur wenige ihrer Geschlechts-genossinnen. Weil sie reich war an Liebe, überreich an Treue.

Vom lichtempfindlichen Fleck zur Photokammer.

Von Kurt Bibl.

Alle lebendigen Wesen streben zur Sonne, und auch das winzigste Samenkorn kann nur dann zur Entfaltung gelangen, wenn die warmen Sonnenstrahlen auf den schlummernden Keim einwirken. Licht, Wärme und Feuchtigkeit sind die Voraussetzungen für das Wachstum der Organismen. Von den Empfindungen, welche die Sonnenstrahlen im Pflanzenkörper hervorrufen, weiß die Biologie gegenwärtig so gut wie nichts. Eine Klärung ist bei dem sogenannten Assimilationsvorgang erfolgt; denn wir wissen, daß unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen die Pflanze ihre Kohlenstoffverbindungen, das Stärkemehl und den Holzstoff, aufbaut. Je höher das Wesen, desto elementarer gestaltet sich der Trieb nach dem Sonnenlicht. Besonders auffällig tritt er uns bei den Augentieren entgegen. Diese interessanten Wesen bilden den Lebergang zwischen dem Pflanzen- und dem Tierreich. Es sind Insekten, Urtiere, die mit Hilfe einer Geißel durch das Wasser schwimmen, und deren Körper chlorophyllhaltige Bestandteile (= Blattgrün) enthält. In der Nähe der Mundöffnung ist sich ein roter Fleck beobachtet, der fälschlicherweise als Auge bezeichnet wurde und dem Tiere den Namen gab. Selbstverständlich kann ein Urtier niemals eine Auge besitzen; denn Lichtempfindungen werden von diesem Wesen immer mit der gesamten Zellhaut aufgenommen. Immerhin aber ist der rote Fleck des Augentieres das Kennzeichen des Aufstieges: Der tierische Körper beginnt die Elemente gewisser Sinnesorgane zu bilden. Er besitzt noch kein Auge im gewöhnlichen Sinne, sondern einen lichtempfindlichen Fleck, d. h. einen Zellteil, der dem Tiere die Eindrücke von Hell und Dunkel übermitteln.

Schreiten wir die Entwicklungsstufen aufwärts, so stoßen wir auf das Rädertier, das die stattdische GröÙe von 1/100 Millimeter erreicht. Hier hat die Natur bereits einen kleinen Zellstaat mit genauer Arbeitsteilung aufgebaut. Schon sind die Organe für die Verdauung und die Vermehrung vorhanden, und am Kopfe entdecken wir vier sogenannte Augen, die lichtempfindlichen Stellen. Wehnliche Verhältnisse lassen sich bei den Siphonipolypen, den Quallen und Seeanemonen nachweisen. Einen merkwürdigen Ausnahmefall stellt der Regenwurm dar. Während wir beim Blutegel die Augen als dunkle Punkte beobachten können, haben sich diese Gebilde beim Regenwurm nicht entwickelt, wohl eine Folge der unterirdischen Tätigkeit des Geschöpfes. Aber trotz dieses Mangels soll der Vorsternwurm für äußere Reize wie Laternenchein empfänglich sein. Welche Organe Träger der Lichtempfindungen sind, ist unbekannt.

Zum Kreise der Weichtiere rechnet man die Muschel, die Schnecke und den Tintenfisch. Mit diesen Vertretern sind wir in der Entwicklung wieder einen Schritt fortgeschritten, aber die Sehorgane haben sich gerade hier nur teilweise vervollkommen. Bei der Muschel fehlen sie ganz, die Lebensweise dieses Wasserbewohners gestattet das. Die Schnecke nimmt Lichteindrücke nur bei vorgestreckten Fühlern auf. Ihre Sehorgane heben sich an der Spitze der Faltel als schwarze Binktschen ab.

Der Tintenfisch ist wohl der bestentwickelteste Vertreter der Weichtiere, und sein Auge besitzt fast schon die Bauart wie das der Wirbeltiere.

Außerordentlich verwickelte Gebilde sind die Sehorgane der Insekten und Krebse. Die Augen der Schmetterlinge, Bienen, Fliegen und Käfer sind nämlich facettiert, d. i. aus einer großen Anzahl sechseckiger Pyramiden zusammengesetzt. Jede Pyramide ist ein Auge für sich und nimmt die Lichtstrahlen auf, die senkrecht einbringen. Da nun die Facetten halbkugelförmig angeordnet sind, so wird das Blickfeld des Insektes sehr wirksam vergrößert. Eine Fliege ist also imstande, nach allen Richtungen hin gleichzeitig zu blicken. Man kann sich diesem Störenfried und Unratträger von jeder Seite nähern, immer wird die Fliege den Menschen wahrnehmen. Die Frage, ob das Insekt farbige Lichteindrücke aufnimmt oder nur Tonwerte von Hell und Dunkel erfährt, ist ebenfalls noch unstritten. Aber man kann bei der Beschaffenheit des Facettenauges nicht recht einsehen, warum gerade die Kerbtiere nicht die Farben empfinden sollen.

Die Augen der Fische ähneln im allgemeinen den Sehorganen der Säugetiere. Nur die Hornhaut, d. i. der durchsichtige Teil der äußeren Hülle, weist eine flache Bauart auf. Dafür ist die hinter der Hornhaut liegende Linse um so gewölbter — fast kugelrund —, so daß dadurch eine genügende Brechung der Lichtstrahlen erreicht wird. Die Fischeaugen sind besonders groß, und die Pupillen bleiben weit geöffnet, um recht viele Lichtstrahlen aufnehmen zu können.

Von den höher entwickelten Tieren haben jedenfalls die Vögel die besten Sehorgane. Wenn ein Kondor aus einer Höhe von 7000 Meter das Was erblickt und sich in einem wilden Sturzflug auf das verendete Tier wirft, dann deutet dies auf ein Sehvermögen, das sich der Mensch nur mit Hilfe eines guten Fernrohrs verschaffen kann.

Vom Auge zur Photokammer ist nur ein kleiner Schritt. Hier wie dort werden Lichtstrahlen durch eine Linse gebrochen. Im Innern entsteht ein umgekehrtes, verkleinertes Bild, welches im Auge durch eine chemische Veränderung der Netzhaut ein flüchtig haftendes Gepräge, in der Silberlicht des Films oder der Glasplatte dagegen einen anhaltenden Abdruck der Wirklichkeit hinterläßt.

Uerschiedenes.

□ **Sicherung der Eisenbahnübergänge.** Die sich häufen den Unfälle an Eisenbahnübergängen haben dem Generaldirektor der Deutschen Reichsbahngesellschaft Veranlassung gegeben, sofort außerordentliche Maßnahmen einzuleiten. Zunächst soll dem Eisenbahnüberwachungspersonal noch einmal die äußerste Aufmerksamkeit eingeschärft werden. Besondere Kommissionen sollen die bestehenden Sicherungseinrichtungen dahin nachprüfen, ob Schranken, Läuwerke, Beleuchtung und Wahnsignale geeignet sind, die Gefahrenmomente eines Eisenbahnüberganges herabzumindern. Es wird auch mit den Länderegierungen in Verbindung getreten werden wegen besserer Signalisierung der Übergänge und eventueller Anlage von Zwangskurven. Auch zusammen mit den Automobilverbänden soll geprüft werden, ob nicht eine bessere Unterrichtung der Kraftwagenführer erfolgen kann, um ein Überfahren von Schranken und schrankenlosen Übergängen zu vermeiden.

□ **Lohnsteuererstattung für Kriegsbeschädigte.** Am 31. März 1927 läuft die Frist ab zur Stellung von Anträgen auf Lohnsteuererstattung für das Jahr 1926. Bekanntlich wird Kriegsbeschädigten, die Lohn oder Gehalt beziehen, der Satz für Werbungskosten und Sonderleistungen um den Prozentsatz erhöht, um welchen Steuerbehindert sind. Nach dem Erlaß des Reichsministers der Finanzen vom 30. November 1926 gilt dies auch dann, wenn von einem Kriegsbeschädigten ein Antrag auf Erhöhung des steuerfreien Lohnbetrages im Jahre 1926 noch nicht gestellt war, im Steuererstattungsantrag aber die Kriegsbeschädigung geltend gemacht wird. Ein entsprechender Antrag ist unverzüglich unter Beifügung des Rentenbescheides an das für den Wohnort zuständige Finanzamt zu richten. Soweit das noch nicht geschehen ist, ist dabei gleichzeitig unter Beifügung der Steuerkarte für 1927 die Erhöhung des steuerfreien Lohnbetrages für das laufende Jahr zu beantragen.

Schneeschmelze.

Schizze von Hedwig Stephan.

Noch kradeten zwar die mächtigen alten Linden in der Allee, die nach Römershof führte, ihre Arme schwarz und kahl gegen den Himmel, und hinter den Hecken und in den Akerfurchen lag noch Schnee, aber er war schon bröckelig und dünn, und in der Luft, so rauh sie auch noch daherkam, war schon ein laßes Frühlingssahnen. Ueber den Knick lag es wie ein ganz zarter grüner Schleier, und wer Glück hatte, konnte an geschützten Stellen sogar ein paar blaße Weichsen finden.

Aber Hubert Römer dachte nicht an Weichsen und nicht an den Frühling. Schmerzfällig und mit finsterem Gesicht stapfte er in seinen Stulpenstiefeln den durchweichten Weg am Waldsaum entlang und wies Hers, die braune Vorsteherhündin, die laut belend nach Raninchen jagte, mürrisch zur Ruhe.

Jetzt hatte er die Anhöhe erreicht, die im Dorf „Schöner Wld“ genannt wurde, setzte sich auf die Bank unter der großen Tanne und schaute hinab. Fürwahr, ein schöner Wld, der sich ihm darbot! Da lag unten sein behagliches Haus, an dessen starken grauen Mauern der Feu emporwuchs, daneben der Hof mit den geräumigen Stallungen und der parkartige Garten, hinter dessen dunkler Masse die verschwebenden Umrisse des nahen Gebirges sich abzeichneten.

„Liebe Heimat! Liebe Heimat!“ sagte er vor sich hin mit dem leisen Anflug eines Lächelns, aber gleich wurden seine Augen wieder düster, und er stützte traurig den Kopf in die Hand.

War ihm denn die Heimat wirklich noch so lieb wie früher, war nicht doch das Schönste daraus fort, seit Beate ihn verlassen hatte? Beate — — — Wie oft hatten sie hier zusammen gefessen an seligen Sommerabenden in der ersten Zeit ihrer jungen Ehe, und Beate's weiches Gesichtchen hatte förmlich geleuchtet vor Glück und Stolz, wenn sie ihm berichtete, was sie den Tag über geschafft und wie bald sie sich in die fremde Umgebung und die ungewohnte Tätigkeit eingelebt hatte.

Aber dann wurde es Herbst, und die Blumen verblühten, der Regen klatschte an die Scheiben und feuchte Nebel flogen aus den Wiesen. Da verstummte ihr frohes Lachen, sie klagte über Langeweile, hustete auch ein wenig, und die Mutter, die zu Besuch kam, nahm sie mit nach Haus. Nur für ein paar Tage — nur bis der Husten sich gegeben hatte!

Indessen, aus den Tagen wurden Wochen, und als Hubert ungeduldig Beate's Rückkehr verlangte, gab es allerhand Ausflüchte. Sie wäre noch zu angegriffen — das Wetter sei zu schlecht — und schließlich schrieb ihm die Mutter in ihrer kühlen Art, er solle es doch machen wie so viele andere auch, den Winter über sein Gut dem Verwalter überlassen und in die Stadt übersiedeln. Schreff, voll Empörung wies er dies Ansuchen zurück. Das könne ihm nur jemand zumuten, der weder Verständnis noch Gefühl für den Besitz einer eigenen Scholle habe.

Damit hatte er es nun mit der rechthaberischen Frau, die der Tochter „Bauernherat“ nie gebilligt hatte, ganz verdrorben. Vielleicht war es in der Hauptsache ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß Beate selbst den Wunsch äußerte, einstweilen noch im Elternhaus zu verbleiben — vielleicht aber war ihre große Liebe nur ein Flackerfeuer gewesen, das beim ersten harten Windstoß wieder verlöschte.

Hubert hatte Zeit genug, an den langen Winterabenden darüber nachzugrübeln; aber sein Stolz litt es nicht, daß er als ein Bittender da erschien, wo er zu fordern hatte. KäÙte es ihm



Gereimte Zeitbilder.

Von Gotthilf.

Herr Coolidge, den wir außerordentlich schätzen, hat sich vergnügt an seinen Schreibstisch setzen und sprach: „Es gilt dem ganzen Erdenballe, Ich schreibe heut' mal einen Brief: An alle!“

Er schrieb dann diesen Brief mit Schneid und Schliffe Und sagt, es gebe vielzuvielle Schiffe, Drum sei es Zeit, so mein' er im Vertrauen, Statt a b u n d z u bau'n, nur a b z u bauen.

Man dürfe sich nicht stets mit Küsten brüsten Bon Küsten, die des Meeres Küsten küsten — Ein Schelm, wer's immer dies zu tun geküsst! Er selber sei drum lange schon e n t rüsst.

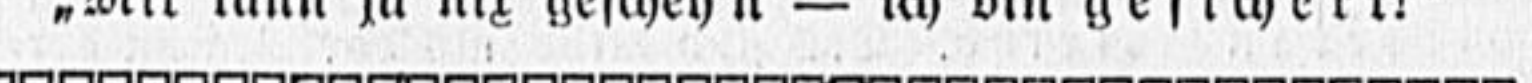
Als die Franzosen die Epistel lasen, Da dachten sie: „Er kann uns sonst was blafen! Was uns der „Dante dubel“ hier postallisch, Erscheint uns ein'germaßen karnevalisch!“

Alt-England doch, als es den Brief erbrochen, Sprach: „Rur vom Wasser hat der Mann gesprochen, Mit keinem Worte sagt' er was vom Lande, Da ist das Küsten also keine Schande.“

Erst wenn du dort auch schreist: „Die Waffen nieder!“ Dann, Better Coolidge, sprechen wir uns wieder . . . Worauf die Bull's bei so bewandten Dingen Trapp im Parademarsch gen China gingen.

Nun sehen Sie, mein lieber Präsident, Jetzt seh'n Sie hilflos da mit dem Talente! Ich rate Ihnen, lassen Sie das bleiben, Man soll und soll nicht so'ne Briefe schreiben.

Es freunden immer noch sich die Nationen Per Panzerkreuzer an und per Kanonen, Der Friede doch, das Dummchen, steht und licher: „Wir kann ja niz gesch'h'n — ich bin geficher!“



denn auch gestromt, Beate zu überreden, wenn ihr Herz sie nicht zu ihm zog?

Was werden sollte, mußte er nicht oder wollte es nicht wissen, aber seine Seele zitterte vor dem Tage, an dem Beate ihn bitten würde, sie ganz freizugeben. —

Die Wipfel über ihm begannen stärker zu rauschen. Der Abend kam; es wurde wohl Zeit, an die Heimkehr zu denken.

Mit einem müden Seufzer erhob sich Hubert, pffiff dem Hunde und stieg die Anhöhe hinab. Als er in die Lindenallee einbog, unterschied sein geschärftes Jägerauge eine helle Gestalt, die im Vorgarten des Hauses auf und nieder ging.

Unruhig beschleunigte er seine Schritte — und — alles Blut strömte ihm zum Herzen — Beate war es!

Jetzt hatte der Hund sie erkannt, raste auf sie zu, sprang toll vor Freude an ihr hoch — langsam kam auch Hubert näher. Sollte nun der Schlag auf ihn niederfahren? Kam sie, um woher zu gehen — auf immer?

Sie trat auf ihn zu, rührend und flehlich war sie, wie früher, aber doch — es hatte sich etwas verändert in ihrem Gesicht. Reifer schien es ihm, gesammelter im Ausdruck.

„Hubert“ — sagte sie zögernd, „ich wage es ja kaum, dich wieder entgegenzutreten — zu tief lieh ich in deiner Schuld. Willst du mich überhaupt anöhen?“

Er nickte, noch ganz benommen, und führte sie in das ebenerdige Wohnzimmer. Sie setzte sich auf ihren Fensterplatz und faltete die Hände zusammen.

„Sieh, Hubert — als Mutter mich damals mitnahm, da — ich will ganz ehrlich sein — da bin ich ihr nicht ungerne gefolgt. Sie malte mir den einsamen Winter hier in den düstersten Tagen und meinte, du würdest sicherlich einverstanden sein, die wenigen Monate in der Stadt zu verbringen. Als du dann so kurzerhand ablehnstest, da bedauerten sie mich alle — rebeten auf mich ein, rissen und zerrten an meinem Herzen. Du könntest mich ja nicht liebhaben, wenn du dich so halstarrig zeigst — ich gehöre überhaupt nicht aufs Land, und die ganze Heirat sei ein Irrtum gewesen. Sie verwirrten mich auch anfangs; aber es dauerte nicht lange. Was ich früher nur undeutlich gefühlt, das sah ich jetzt erschreckend klar — wie leer, wie hohl doch das Leben ist, das sie führen! Der Vater denkt an nichts als ans Geldverdienen, die Mutter nur an ihre Kleider und Gesellschaften und Silbe an irgend einen Sport. Ach, wie oft habe ich mich hierher zurückgesehnt, in diese Stille, die doch so voll von Leben ist — nach unserm Wald und unserm Hof — nach der köstlichen Mähdigkeit, die vom Arbeiten kommt und nicht von durchgezogenen Nächten. Und ich wäre schon längst zurückgekehrt, wenn — ach Hubert —!“ Sie stand auf und streckte ihm zaghaft die Hände entgegen — „willst du mich denn noch haben?“

Er nahm die kleinen kalten Hände und küßte sie mit zitternden Lippen. „Du bist mein Glück, Beate — du allein — liebe, einzig geliebte Frau!“ murmelte er leidenschaftlich. „Aber hast du es auch recht bedacht? Wirst du es auch aushalten hier? Noch liegt der Schnee; es werden noch viele trübe Tage kommen — es ist ja noch nicht Frühling!“

Sie schmiegte sich fest an seine Brust und sah zu ihm auf. Ihre dunklen Augen leuchteten in die seinen.

„Doch, Hubert! Es ist schon Frühling!“ sagte sie innig.

Kunst und Künstler.

Von Anna Enders-Dix.

Der wahre Künstler mendeht sich nie an ein Publikum — sondern stets an das Menschenherz.

GroÙe Kunst setzt seelische Fülle voraus, der die Kraft innewohnt, sich ihre Eigenform zu bilden.

Erst in Zukunft wird man ermessen, welch seelisches Selbentum das Leben und Schaffen echter, dem göttlichen Reich des Lichtes wahrhaft dienender Künstler in dieser unserer Zeit gewesen ist.